

ELENA
FERRANTE
TAGE DES
VERLASSEN-
WERDENS

Roman
Suhrkamp



suhrkamp taschenbuch 5201

Seit fünfzehn Jahren führt Olga eine glückliche Ehe in Turin, zwei Kinder sind aus ihr hervorgegangen, genau wie Wohlstand und Sicherheit. Zumindest denkt sie das. Bis ein einziger Satz alles zerstört. Der Mann, mit dem sie alt zu werden hoffte, ihr geliebter Mario, will nichts mehr von ihr wissen, er hat eine Andere, eine zwanzig Jahre Jüngere. Alleingelassen mit den Kindern und dem Hund, fällt Olga in einen dunklen Abgrund, dessen Existenz sie vorher nicht einmal hat erahnen können.

Elena Ferrante hat sich mit dem Erscheinen ihres Debütromans im Jahr 1992 für die Anonymität entschieden. Ihre vierbändige Neapolitanische Saga – bestehend aus *Meine geniale Freundin*, *Die Geschichte eines neuen Namens*, *Die Geschichte der getrennten Wege* und *Die Geschichte des verlorenen Kindes* – ist ein weltweiter Bestseller. Im Suhrkamp Verlag erschienen auch ihr jüngster Roman *Das lügenhafte Leben der Erwachsenen*, Ferrantes frühere Romane *Lästige Liebe* und *Frau im Dunkeln* sowie *Frantumaglia. Mein geschriebenes Leben* und der Kolumnenband *Zufällige Erfindungen*.

Anja Nattefort übersetzt aus dem Italienischen und Französischen, darunter Bücher von Alessandro Baricco, Bernard-Henri Lévy und Faïza Guène.

Elena Ferrante
Tage des Verlassenwerdens

Roman

Aus dem Italienischen von
Anja Nattefort

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
I giorni dell'abbandono
bei Edizioni e/o, Rom.

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch 5201
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2019
© 2006 by Edizioni e/o
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagfoto: Pablo Barreto/Arcangel Images
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47201-9

www.suhrkamp.de

Tage des Verlassenwerdens

I

An einem Nachmittag im April verkündete mir mein Mann kurz nach dem Mittagessen, dass er mich verlassen wolle. Wir räumten gerade den Tisch ab, die Kinder zankten wie gewohnt im Zimmer nebenan, der Hund lag vor der Heizung und knurrte im Traum. Er sagte, er sei verwirrt, er fühle sich manchmal furchtbar müde und unzufrieden, vielleicht auch gemein. Er sprach ausführlich über unsere fünfzehn Ehejahre und die Kinder und gab zu, dass er weder ihnen noch mir das Geringste vorzuwerfen hatte. Er wirkte beherrscht wie immer, abgesehen von der übertriebenen Geste seiner rechten Hand, als er mit kindischer Miene erklärte, zarte Stimmen, eine Art Flüstern trieben ihn woandershin. Dann übernahm er die volle Verantwortung für alles, zog behutsam die Wohnungstür hinter sich zu und ließ mich versteinert neben der Spüle zurück.

Die ganze Nacht lag ich verzweifelt in dem breiten Ehebett und grübelte. Doch so gründlich ich die letzten Etappen unserer Beziehung auch überdachte, ich konnte keine richtigen Anzeichen einer Krise finden. Ich kannte ihn gut, ich wusste, dass er ein ruhiger Mensch war, der sein Zuhause und unsere Familienrituale brauchte. Wir konnten über alles reden, wir umarmten und küssten uns immer noch gern, und manchmal war er so witzig, dass ich Tränen lachte. Ich hielt es für ausgeschlos-

sen, dass er wirklich gehen wollte. Als mir dann einfiel, dass er nicht einen der Gegenstände mitgenommen hatte, an denen er hing, und dass er sogar vergessen hatte, sich von den Kindern zu verabschieden, war ich sicher, dass es nichts Ernstes war. Er machte nur eine dieser schwierigen Phasen durch, wie im Roman, wenn eine Figur auf die ganz normale Unzufriedenheit völlig maßlos reagiert.

Im Übrigen war ihm das schon einmal passiert: Die Gelegenheit und die Umstände fielen mir wieder ein, während ich mich im Bett hin und her wälzte. Viele Jahre zuvor, wir waren gerade sechs Monate zusammen, sagte er mir unmittelbar nach einem Kuss, er wolle mich nicht mehr wiedersehen. Ich war in ihn verliebt, mir gefror das Blut in den Adern, ihn so reden zu hören. Er ging fort und ich stand fröstelnd an der steinernen Brüstung unter dem Castel Sant'Elmo und betrachtete die farblose Stadt, das Meer. Fünf Tage später rief er mich verlegen an und rechtfertigte sich, er sagte, plötzlich habe ihn so ein Gefühl der Leere gepackt. Diesen Ausdruck habe ich mir gemerkt, immer wieder wendete ich ihn in meinem Kopf hin und her.

Lange Zeit später gebrauchte er ihn erneut, es war noch keine fünf Jahre her. Damals hatten wir engeren Kontakt zu seiner Kollegin Gina, einer klugen, gebildeten Frau aus sehr wohlhabender Familie, die eine fünfzehnjährige Tochter hatte und seit kurzem Witwe war. Wir wohnten erst seit wenigen Monaten in Turin, sie hatte uns eine schöne Wohnung am Fluss vermittelt. Anfangs mochte ich die Stadt nicht, sie wirkte auf mich wie aus Metall; doch bald stellte ich fest, dass man vom Balkon aus wunderbar den Lauf der Jahreszeiten beobachten konnte: Im Herbst entlaubte der Wind den Parco del Valentino, die grünen Blätter färbten sich gelb oder

rot und flogen durch den Nebeldunst, segelten über die graue Folie des Po; im Frühling erhob sich eine frische und funkelnde Brise vom Fluss und brachte Leben in die neuen Triebe, in die Zweige der Bäume.

Ich gewöhnte mich schnell ein, zumal Mutter und Tochter sich von Anfang an sehr bemühten, mir jede Last abzunehmen, sie zeigten mir die Umgebung und begleiteten mich zu den Händlern ihres Vertrauens. Doch ihre Hilfsbereitschaft war nicht ohne Hintergedanken. Meiner Ansicht nach gab es keinen Zweifel, dass Gina sich in Mario verliebt hatte, dieses ganze Getue, manchmal zog ich ihn unverhohlen damit auf und sagte: Deine Verlobte hat angerufen. Er winkte mit einer gewissen Genugtuung ab, wir lachten darüber, dennoch wurde das Verhältnis zu dieser Frau enger, und es verging kein Tag, an dem sie nicht anrief. Mal bat sie ihn, sie irgendwohin zu begleiten, dann schob sie ihre Tochter Carla vor, die Probleme mit den Chemiehausaufgaben hatte, und wieder ein anderes Mal suchte sie nach einem nicht mehr lieferbaren Buch.

Andererseits war Gina immer sehr großzügig, hatte stets eine Kleinigkeit für mich und die Kinder dabei, lieh mir ihren Minivan und gab uns für das Wochenende oft den Schlüssel ihres Hauses in der Nähe von Cherasco. Wir nahmen ihn dankbar an, es war schön dort, obwohl man immer damit rechnen musste, dass plötzlich Mutter und Tochter auftauchten und unser Familienleben durcheinanderbrachten. Außerdem war jede Gefälligkeit selbstverständlich mit einer anderen zu erwidern, inzwischen fühlten wir uns regelrecht gefangen in einer endlosen Kette von Höflichkeiten. Mario hatte allmählich die Rolle des Tutors für die Kleine übernommen, er war schon mit all ihren Lehrern im Gespräch, als vertrete er

den verstorbenen Vater, und obwohl er mit seiner Arbeit überlastet war, fühlte er sich irgendwie verpflichtet, ihr Nachhilfestunden in Chemie zu geben. Was tun? Eine Zeit lang versuchte ich die Witwe auf Distanz zu halten, es missfiel mir immer mehr, wie sie sich bei meinem Mann unterhakte oder ihm lachend ins Ohr flüsterte. Eines Tages wurde mir dann alles klar. Durch die Küchentür beobachtete ich, wie die kleine Carla sich nach einer ihrer Nachhilfestunden im Flur von Mario verabschiedete, und statt ihm einen Kuss auf die Wange zu geben, küsste sie ihn auf den Mund. Ich begriff sofort, dass ich keine Angst vor der Mutter haben musste, sondern vor der Tochter. Vielleicht war es dem Mädchen nicht einmal bewusst, dass sie wer weiß wie lange schon an meinem Mann die Wirkung ihrer Rundungen und ihres aufgeregten Blicks erprobte. Und er betrachtete sie, wie man aus dem Schatten heraus eine weiße, von der Sonne beschienene Wand ansieht.

Wir haben darüber geredet, ganz in Ruhe. Ich verabscheute schneidende Stimmen und schroffe Gesten. In meiner Familie war es immer laut und ruppig zugegangen. Wenn der Verkehr auf der Via Salvator Rosa mich zu sehr quälte, damals in unserer Wohnung in Neapel, hatte ich mich manchmal stumm und mit auf die Ohren gepressten Händen in eine Ecke zurückgezogen. Vor allem als Jugendliche verspürte ich innerlich immer wieder diesen Tumult und das Gefühl, alles müsse plötzlich auseinanderreißen wegen einer zu spitzen Bemerkung, einer unbesonnenen Bewegung des Körpers. So lernte ich, möglichst wenig und wenn, sehr überlegt zu reden, es nie eilig zu haben, nicht einmal dem Bus hinterherzurennen und meine Reaktionszeiten möglichst auszudehnen,

indem ich sie mit erstaunten Blicken und unsicherem Lächeln füllte. Später erlegte mir mein Beruf noch größere Disziplin auf. Ich hatte der Stadt für immer den Rücken gekehrt und arbeitete zwei Jahre lang im Beschwerdemanagement einer Fluggesellschaft in Rom. Nach unserer Heirat kündigte ich und folgte Mario durch die Welt, egal wohin seine Arbeit als Ingenieur ihn verschlug. Neue Orte, neues Leben. Um trotz der bedrohlichen Veränderungen nicht die Kontrolle zu verlieren, hatte ich es mir endgültig zur Gewohnheit gemacht, geduldig abzuwarten, bis jede Gefühlsregung implodierte und sich in eine ruhige, beherrschte Stimme verwandelte, um ja nicht aufzufallen.

Diese Selbstdisziplin erwies sich während unserer kleinen Ehekrise als entscheidend. Wir hatten drei schlaflose Nächte damit verbracht, uns friedlich und leise auszusprechen. Wir wollten verhindern, dass die Kinder uns hörten oder dass wir einander mit Worten unheilbare Wunden zufügten. Mario blieb vage wie ein Patient, der seine Symptome nicht klar zu benennen vermag, ich konnte ihn nicht dazu bringen, mir zu sagen, was er empfand, was er wollte und worauf ich mich gefasst machen musste. Schließlich kam er eines Nachmittags von der Arbeit nach Hause und wirkte bestürzt, vielleicht war es auch nur der Widerschein des Schreckens, den er in meinem Gesicht gesehen hatte. Jedenfalls öffnete er den Mund, um etwas zu sagen, beschloss aber im Bruchteil einer Sekunde, mir stattdessen etwas anderes zu sagen. Ich bemerkte es, ich konnte förmlich sehen, wie sich die Wörter in seinem Munde verwandelten, doch ich verdrängte meine Neugier, ich wollte gar nicht wissen, welche Bemerkung er sich verkniffen hatte. Ich nahm le-

diglich zur Kenntnis, dass wir die schwierigen Zeiten überstanden hatten wie einen kurzen Schwindelanfall. Ein Gefühl der Leere, beteuerte er ungewohnt pathetisch und wiederholte damit den Ausdruck, den er schon Jahre zuvor verwendet hatte. Dieses Gefühl sei ihm so zu Kopf gestiegen, dass er nicht mehr wie sonst dachte und empfand; doch damit sei nun Schluss, er verspüre nicht mehr die geringste Unruhe. Nach diesem Tag brach er den Kontakt zu Gina und ihrer Tochter ab, er beendete den Nachhilfeunterricht und war wieder ganz der Alte.

Dies waren die wenigen, belanglosen Zwischenfälle unserer Beziehung, in jener Nacht sezierte ich sie bis ins Detail. Ich ärgerte mich über meine Schlaflosigkeit und stand auf, um mir einen Kamillentee zu machen. So war Mario halt, sagte ich mir: jahrelang die Ruhe in Person, nicht die geringste Unsicherheit, und dann brachte ihn plötzlich eine Nichtigkeit vollkommen durcheinander. Auch jetzt hatte ihn irgendwas aus dem Tritt gebracht, doch das war kein Grund zur Sorge, ich musste ihm nur genügend Zeit lassen, sich wieder zu fangen. Ich stand lange am Fenster, das auf den dunklen Park hinausging, und versuchte meine Kopfschmerzen zu lindern, indem ich die Stirn an das kühle Glas legte. Ich kam erst wieder zu mir, als ich das Geräusch eines einparkenden Autos hörte. Ich sah hinunter, es war nicht mein Mann. Der Musiker aus dem vierten Stock, ein gewisser Carrano, kam mit gesenktem Kopf und einem großen Instrumentenkoffer auf dem Rücken die Straße herauf. Als er auf dem kleinen Platz unter den Bäumen verschwand, schaltete ich das Licht aus und ging ins Bett. Es war nur eine Frage von Tagen, bis sich alles wieder einrenken würde.

Eine Woche verging, und mein Mann blieb nicht nur bei seiner Entscheidung, er unterstrich sie auch noch durch eine Art erbarmungslosen Gleichmut.

Anfangs sah er jeden Tag bei uns vorbei, immer um dieselbe Zeit, gegen vier Uhr nachmittags. Er kümmerte sich um die Kinder, plauderte mit Gianni, spielte mit Ilaria, manchmal gingen alle drei mit Otto spazieren, unserem sanften Schäferhund, um ihn im Park hinter Stöcken und Tennisbällen herrennen zu lassen. Ich tat, als hätte ich in der Küche zu tun, doch in Wirklichkeit wartete ich ungeduldig darauf, dass Mario hereinschaute und mir erklärte, was er zu tun gedachte, ob er das Chaos in seinem Kopf nun entwirrt hatte oder nicht. Früher oder später kam er herein, wenn auch widerstrebend und mit immer deutlicherem Unbehagen, dem ich – diese Strategie hatte ich mir in meinen durchwachten Nächten zurechtgelegt – traute Heimeligkeit entgegensetzte, verständnisvolle Worte und übertriebene Sanftmut, sogar begleitet von dem einen oder anderen fröhlichen Scherz. Mario schüttelte den Kopf, er sagte, ich sei einfach zu gut. Ich war gerührt, umarmte ihn, versuchte ihn zu küssen. Er entzog sich. Er sei nur gekommen, betonte er, um mit mir zu reden; er wolle mir begreiflich machen, mit was für einem Menschen ich fünfzehn Jahre lang zusammengelebt hatte. Deshalb erzählte er mir schlimme Geschichten

aus seiner Kindheit, Abscheulichkeiten aus den Teenagerjahren, quälende Störungen seiner frühen Jugend. Er wollte sich nur schlechtmachen, und was immer ich erwiderte, um seinen Selbsterniedrigungswahn zu dämpfen, er ließ es nicht gelten, er wollte um jeden Preis, dass ich ihn als den erkannte, der er zu sein glaubte: ein mittelmäßiger Taugenichts, unfähig zu echten Gefühlen und auch in beruflicher Hinsicht völlig haltlos.

Ich hörte ihm aufmerksam zu, widersprach ganz ruhig; weder stellte ich ihm Fragen noch bedrängte ich ihn mit irgendeinem Ultimatum, ich versuchte ihn nur davon zu überzeugen, dass er immer auf mich zählen konnte. Allerdings muss ich gestehen, dass hinter dieser Fassade bald eine beängstigende Welle von Panik und Wut in mir aufstieg. Eines Nachts kam mir wieder eine düstere Gestalt aus meiner neapolitanischen Kindheit in den Sinn, eine dicke, energische Frau, die mit uns in dem Haus hinter der Piazza Mazzini wohnte. Zum Einkaufen in den belebten Gassen hatte sie stets ihre drei Kinder im Schlepptau, die sie mit vergnügten Worten herumkommandierte. Anschließend war sie beladen mit Gemüse, Obst und Brot, und die drei Kinder klammerten sich an ihr Kleid und die vollen Taschen. Wenn sie mich auf der Treppe im Haus spielen sah, blieb sie stehen, stellte ihre Last auf einer Stufe ab und kramte in den Taschen nach einem Bonbon für mich, meine Spielgefährtinnen und die eigenen Kinder. Ihrem Aussehen und Benehmen nach zu urteilen gab die Frau sich mit ihren Mühen zufrieden, sie roch auch angenehm, wie neuer Stoff. Sie war mit einem Mann aus den Abruzzen verheiratet, der rote Haare und grüne Augen hatte. Er war Vertreter und daher oft mit dem Auto zwischen Neapel und L'Aquila unterwegs. Was ihn anging,

erinnerte ich mich nur noch daran, dass er viel schwitzte und sein Gesicht ganz rot war, als hätte er eine Hauterkrankung. Manchmal spielte er mit seinen Kindern auf dem Balkon und bastelte bunte Fähnchen aus Pergamentpapier, bis seine Frau fröhlich rief: »Essen kommen!« Doch dann ging irgendwas zwischen den beiden zu Bruch. Nach allerhand Geschrei, das mich oft mitten in der Nacht aus dem Schlaf riss und die Steine des Hauses und der Gasse wie mit Sägezähnen zu spalten schien – langes Schimpfen und Jammern, das bis auf die Piazza drang, bis zu den Palmen mit ihren langen gebogenen Zweigen und vor Angst zitternden Blättern –, verließ der Mann seine Familie, weil er eine Frau aus Pescara liebte, und niemand sah ihn je wieder. Von diesem Tag an weinte unsere Nachbarin jede Nacht. In meinem Bett hörte ich ihr lautes Klagen, eine Art Röcheln, das wie ein Rammbock die Wände durchbrach und mir Angst einjagte. Meine Mutter redete mit ihren Gesellinnen darüber, sie schnitten, nähten und redeten, sie redeten, nähten und schnitten, während ich unter dem Tisch mit Nadeln und Kreide spielte, und ich wiederholte im Stillen, was ich zu hören bekam, Worte zwischen Trauer und Drohung, wenn du deinen Mann nicht zu halten weißt, verlierst du alles, Frauengespräche über zerstörte Gefühle, darüber, was passiert, wenn man voller Liebe ist, aber nicht mehr geliebt wird, nichts mehr hat. Die Frau verlor alles, auch ihren Namen (vielleicht hieß sie Emilia), sie wurde für alle *la poverella*, die Ärmste, und auch wir Kinder nannten sie nur noch so, wenn wir über sie redeten. Die *poverella* weinte, die *poverella* schrie, die *poverella* litt, zerfleischt von der Abwesenheit des rothaarigen, schwitzenden Mannes mit den bösen grünen Augen. Sie knetete ein durch-

nässtes Taschentuch in den Händen, erzählte jedem, ihr Mann habe sie verlassen, sie einfach aus seinem Gedächtnis und Bewusstsein gestrichen, sie zerdrückte das Taschentuch mit weiß hervortretenden Knöcheln und verfluchte den Mann, der ihr entflohen war wie ein gefräßiges Tier auf den Vomerohügel. Sie litt so unübersehbar, dass es mich bald anwiderte. Obwohl ich erst acht Jahre alt war, schämte ich mich für sie, sie ließ sich nicht mehr von den Kindern begleiten und sie roch auch nicht mehr so gut. Nun stieg sie steif, mit vertrocknetem Körper die Treppe hinunter. Der üppige Busen, die Hüften und das Gesäß waren ebenso verschwunden wie ihr breites, freundliches Gesicht und das strahlende Lächeln. Sie bestand nur noch aus Haut und Knochen, die Augen ertranken in violetten Kloaken, die Hände ähnelten einem feuchten Spinnennetz. Einmal sagte meine Mutter: »Die Ärmste, sie ist ausgetrocknet wie eine Sardelle auf Salz.« Seitdem beobachtete ich sie jeden Tag, wenn sie ohne Einkaufstasche, ohne Augen in den dunklen Höhlen aus der Haustür wankte. Ich wollte sehen, wie sie als silbrig schimmernder Fisch lebte, die Salzkörner, die auf ihren Armen und Beinen funkelten.

Es lag auch an dieser Erinnerung, dass ich Mario gegenüber weiter mit liebevoller Zurückhaltung auftrat. Doch irgendwann fiel mir zu den übertriebenen Geschichten über die Neurosen und Qualen seiner Kindheit und Jugend nichts mehr ein. Nach zehn Tagen, als auch seine Besuche bei den Kindern allmählich seltener wurden, wuchs in meinem Innern eine bittere Wut, zu der sich dann der Verdacht gesellte, dass er mich anlog. So wie ich ihm voller Berechnung meine Tugenden als verliebte Frau präsentierte, jederzeit bereit, ihm in seiner tiefen Krise beizu-

stehen, so wollte er voller Berechnung eine Aversion in mir erzeugen, damit ich sagte: Hau ab, du bist widerlich, ich kann dich nicht mehr ertragen.

Aus dem Verdacht wurde bald Gewissheit. Er wollte mir helfen zu akzeptieren, dass wir uns trennen mussten; er wollte, dass ich ihm sagte: Du hast Recht, es ist vorbei. Aber nicht einmal darauf reagierte ich unbeherrscht. Ich verhielt mich weiter umsichtig, wie bei allen Schicksalsschlägen des Lebens. Die einzigen äußerlichen Anzeichen meiner Erregung waren ein Hang zur Unordnung und die Schläffheit meiner Finger: Je größer die Angst, desto weniger waren sie in der Lage, die Dinge fest zu umgreifen.

Es dauerte fast zwei Wochen, bis ich ihm jene Frage stellte, die mir sofort auf der Zunge gelegen hatte. Erst als ich seine Lügen nicht länger ertragen konnte, fasste ich den Entschluss, ihn mit dem Rücken an die Wand zu stellen. Ich kochte eine Pastasauce mit Fleischklößchen, die er sehr mochte, dazu schnitt ich Kartoffeln, die ich mit Rosmarin im Ofen backen wollte. Das Kochen machte keinen Spaß, ich war nicht bei der Sache, ich schnitt mich mit dem Dosenöffner, ließ eine Flasche fallen, die Glascherben flogen in alle Richtungen und der Wein spritzte auf die weißen Wände. Dann griff ich zu hektisch nach einem Lappen und warf auch noch die Zuckerdose herunter. Für den langen Bruchteil einer Sekunde ergoss sich in meinem Ohr das Rauschen des Zuckerregens, der erst auf die Marmorplatte, dann auf den weinverschmierten Fußboden niederging. Plötzlich überfiel mich eine solche Müdigkeit, dass ich alles stehen und liegen ließ und mich hinlegte, ich vergaß die Kinder und alles andere, dabei war es erst elf Uhr morgens. Als ich aufwachte, fiel mir nach und nach wieder meine neue Situation als verlassene-

ne Ehefrau ein und ich beschloss, dass es so nicht weiterging. Ich stand benommen auf, brachte die Küche in Ordnung, rannte zur Schule, um die Kinder abzuholen, und wartete, bis Mario uns um der beiden Kleinen willen besuchen würde.

Er kam am Abend, er schien guter Laune zu sein. Nach der Begrüßung verschwand er sofort im Zimmer von Gianni und Ilaria und blieb bei ihnen, bis sie eingeschlafen waren. Als er wieder erschien, wollte er sich gleich aus dem Staub machen, doch ich nötigte ihn, mit mir zu Abend zu essen, hielt ihm den Topf mit der Sauce unter die Nase, die ich zubereitet hatte, die Fleischklößchen und die Kartoffeln, und schaufelte ihm eine dicke Lage dunkelrote Sauce auf die dampfenden Makkaroni. In diesem Teller Nudeln sollte er all das erblicken, was er nicht mehr würde sehen, schmecken, streicheln, hören oder riechen können, wenn er ging, nie mehr. Doch ich hielt es nicht länger aus. Noch bevor ich einen Bissen probiert hatte, fragte ich ihn:

»Hast du dich in eine andere Frau verliebt?«

Er lächelte, dann verneinte er ohne Scheu und wunderte sich dreist über die deplatzierte Frage. Ich glaubte ihm nicht. Ich kannte ihn gut, so war er nur, wenn er log, normalerweise war ihm jede direkte Frage unangenehm. Ich setzte nach:

»Ich habe Recht, oder? Es gibt eine andere Frau. Wer ist es, kenne ich sie?«

Dann erhob ich zum ersten Mal seit Beginn dieser ganzen Geschichte die Stimme und schrie, es sei mein gutes Recht, das zu erfahren, und ich fügte hinzu:

»Du kannst mich nicht weiter hoffen lassen, wenn du eigentlich schon alles entschieden hast.«

Er senkte den Blick und mahnte mich mit einer nervösen Handbewegung, leiser zu sein. Er war nun sichtlich in Sorge, vielleicht wollte er nicht, dass die Kinder aufwachten. Doch mir schwirrten all die Vorwürfe durch den Kopf, die ich bislang unterdrückt hatte, viele Worte befanden sich bereits auf der Schwelle, hinter der sich nicht mehr unterscheiden lässt, welche man aussprechen sollte und welche nicht.

»Ich will nicht leise sein«, zischte ich. »Es soll ruhig jeder wissen, was du mir angetan hast.«

Er starrte in seinen Teller, dann sah er mir geradewegs ins Gesicht und sagte:

»Ja, es gibt eine andere Frau.«

Mit unangebrachtem Eifer spießte er reichlich Makaroni auf seine Gabel und führte sie zum Mund, als wolle er sich selbst zum Schweigen bringen, um nicht mehr zu sagen als nötig. Doch das Entscheidende hatte er bereits gesagt, er hatte sich dazu durchgerungen, es zu sagen, und ich verspürte einen anhaltenden Schmerz in der Brust, der mich für alle anderen Gefühle unempfänglich machte. Das merkte ich erst daran, dass ich überhaupt keine Reaktion darauf zeigte, was anschließend mit ihm geschah.

Er hatte mit seiner üblichen methodischen Art zu kauen begonnen, bis plötzlich etwas zwischen den Zähnen knirschte. Er hörte auf zu kauen, ließ seine Gabel auf den Teller fallen und stöhnte auf. Dann spuckte er den gesamten Inhalt des Mundes in seine Hand, Nudeln, Sauce und Blut, da war tatsächlich Blut, rotes Blut.

Ich betrachtete seinen verschmierten Mund so teilnahmslos, wie man sich ein Dia anschaut. Er wischte sich mit aufgerissenen Augen die Hand an der Tischdecke ab und